

Sammelrezension Review essay

Social Resentment: Die *white working class* im Fokus der Erklärung rechter Bewegungen

Die Erfolge zahlreicher rechter Bewegungen und Parteien in fast allen westlichen Ländern haben viele überrascht und sind auch soziologisch erklärungsbedürftig: Wie kommt es, dass Menschen, die in demokratischen Strukturen aufgewachsen sind und leben, gerade jetzt verstärkt zu anti-demokratischen und exklusiven Haltungen tendieren? Dieser Frage gingen drei große, vor allem ethnographische Studien der letzten Jahre nach, die im US-amerikanischen Kontext die Gefühlswelten und Identitäten von Wähler*innen in peripheren, ökonomisch abgehängten Gegenden beschreiben: *The New Minority* von Justin Gest (2016), *Politics of Resentment* von Katherine Cramer (2016) und *Strangers in Their Own Land* von Arlie Russell Hochschild (2016). Alle drei Studien arbeiten die Bedeutung von lokalen Kontexten und der sozialen Umwelt für die Konzeption und Wahrnehmung von Identität, Politik und gesellschaftlichen Konflikten heraus. Sie beschreiben eine daraus resultierende politische Haltung, die von der eigenen Positionierung in Verteilungskämpfen und von Ressentiment geprägt ist. Die Gleichzeitigkeit recht ähnlicher Studien mit unterschiedlichen lokalen und thematischen Schwerpunkten zeigt einen allgemeinen medialen und sozialwissenschaftlichen Fokus auf die Figur der „Abgehängten“ und auf die Rolle von Identitäten und Affekten in der Politik, die für die neuen Erfolge rechter Bewegungen immer wieder als Erklärung dienen.

Gests Studie über die politischen Aktivitäten der *white working class* in Youngstown, Ohio und East London fragt, welche Veränderungen dazu führen, dass sich eine dominante gesellschaftliche Gruppe selbst als Minderheit bezeichnet (vgl. 2016, 1). Gest erklärt die Radikalisierung eines Teils der Bevölkerung mit der Spannung zwischen den Überresten einer alten „white working class power“ (ebd.) und des wahrgenommenen Verlusts dieser Macht. Entsprechend dieser Hypothese wählt Gest zwei Städte als Forschungsfeld, die nach einer Phase des ökonomischen Erfolgs, der Stabilität und Zentralität einen Abstieg erlebt haben. Ein synchroner ökonomischer, sozialer und politischer Kollaps führt laut Gest zu einer wirkmächtigen Nostalgie und einem Ressentiment zum einen gegen die Firmen, welche die Städte verlassen haben, zum zweiten gegen die Politik, die dagegen nichts unternehmen konnte, und zum dritten gegen Einwanderer*innen, die zeitgleich merklich das Stadtbild verändert haben (vgl. ebd., 7–11). Gest betont dabei, dass das Gefühl von verlorener Macht und Entbehrung („deprivation“, ebd., 16) nicht bloß auf Rassismus reduzierbar sei. Er beschreibt die Positionierung der *white working class* in sozialer, ökonomischer und politischer Hinsicht als marginalisiert, auch wenn

sie keine Minderheit ist (vgl. ebd., 21ff.): In den Elite-dominierten Demokratien in den USA und Großbritannien beobachtet er eine Abgrenzung sowohl nach oben als auch, durch „welfare chauvinism“ (ebd., 24), nach unten. Auf der psychologischen Ebene macht der Autor Widersprüche zwischen den Ansprüchen an sich selbst und an ehemals geltende soziale Hierarchien und der Realität aus. Wo soziale Hierarchien symbolisch vor allem meritokratisch erklärt werden, müssen weiße Arbeiter*innen ihr eigenes Scheitern, das mit dem immer noch zentralen Wert harter Arbeit unvereinbar ist, selbst legitimieren (vgl. ebd., 150–155). Auf politischer Ebene konstatiert er, dass sich die Parteien zu wenig um weiße Arbeiter*innen kümmern und damit die Wahl von extremen Parteien begünstigen. Diese Argumentation kulminiert in der Erklärung, es gebe eine „invisibility“ der weißen Arbeiter*innenklasse, die ihr die Möglichkeit nehme, ihre Position zu artikulieren und sich als Klasse zu identifizieren wie zu organisieren:

While stigma against them may be less intense, it is more socially accepted in light of the other advantages white people enjoy. And while white people remain a numerical majority nationally, they are constrained from forming organizations based on a sense of group consciousness. (ebd., 28)

Gests Hauptthese ist, dass sich verschiedene Formen politischer Aktivität aus dem Gefühl von „relative social deprivation“ (ebd., 150) erklären lassen, also der Wahrnehmung des Verlusts von sozialem Satus *im Vergleich* zu anderen sozialen Gruppen. Die soziale Positionierung wird in der Studie anhand eines Kreismodells erfragt, in dem die Befragten ihre eigene Zentralität in der Gesellschaft im Vergleich zu anderen Gruppen verorten sollen (vgl. ebd., 159–168). Verschiedene Arten der eigenen sozialen Positionierung und der gefühlten Deprivation bringt er mit entweder antidemokratischen oder institutionalisiert-demokratischen Formen des politischen Ausdrucks in Verbindung (vgl. ebd., 169).

Katherine Cramer legt den Fokus in ihrer ethnographischen Studie im ländlichen Wisconsin auf die Rolle, die Orte für die Identität und das Gefühl, abgehängt zu sein, spielen. Durch zahlreiche Gespräche mit verschiedenen Gruppen, z.B. beim morgendlichen Kaffee an der Tankstelle, versucht sie zu erklären, wie die Identität der Menschen ihr Politikverständnis beeinflusst. Die Tatsache, dass Menschen, die von wohlfahrtsstaatlichen Programmen profitieren könnten, gegen diese stimmen, behandelt sie nicht als Zeichen eines falschen Bewusstseins. Vielmehr sieht sie die Ablehnung staatlicher Eingriffe als logische Konsequenz daraus, wie Menschen auf dem Land ihre Identität und ihre Position in politischen Konflikten konstituieren (vgl. Cramer 2016, 4ff.). Cramer hält Identität und Gruppenzugehörigkeit gerade bei Verteilungsfragen für entscheidender als ideologische Prinzipien oder Einstellungen zu einzelnen Policy-Fragen (ebd., 5–8). Sie extrahiert aus den Gruppengesprächen eine „rural consciousness“ (ebd., 12), ein Gruppenbewusstsein, das mit einem Gefühl von Verteilungsungleichheit und „resentment“ (ebd.) gegenüber Stadtbewohner*innen und Arbeiter*innen des öffentlichen Dienstes einhergeht.

Für Cramer ist die Bedeutung des Ortes stark mit Vorstellungen von Gerechtigkeit, Fairness und Ungleichheit verknüpft, weil diese auch auf *race* und Klassenunterschiede verweist (vgl. ebd., 14). *Rural consciousness* beinhaltet also:

(1) a belief that rural areas are ignored by decision makers, including policy makers, (2) a perception that rural areas do not get their fair share of resources, and (3) a sense that rural folks have fundamentally distinct values and lifestyles, which are misunderstood and disrespected by city folks. (ebd., 12)

Staatliche Wohlfahrtsprogramme werden deshalb abgelehnt, weil sie angeblich denen nützen, die sie nicht verdienen (vgl. ebd., 55–77), beispielsweise weil Steuergelder überproportional die Städte begünstigen, obwohl das Leben auf dem Land mehr kostet und vom Wert harter Arbeit – der in der Stadt nicht gelte – geprägt ist (vgl. ebd., 77ff.). Dabei sind in den USA Begriffe wie „urban“ und „inner cities“ rassistisch aufgeladen und stehen als Codes für Afroamerikaner*innen, die in dieser Vorstellung weniger wohlfahrtsstaatliche Hilfe als Weiße verdienen (vgl. ebd., 85f.). Rassismus ist also Teil der *rural consciousness* wie auch der Verteilungskonflikte, um die sich selbige dreht; zugleich beschreibt der Begriff für Cramer aber noch mehr: „identities with place, a sense of oneself as a person of a particular place in the class hierarchy, identities as people with particular values, and sometimes ideology“ (ebd., 87). *Rural consciousness* nährt für Cramer damit die „politics of resentment“ (ebd.), die eine Erklärung der Welt durch klare Grenzen zwischen einem Wir und Anderen sowie ein fundamentales Verständnis von Fairness, Gerechtigkeit usw. bietet (ebd.). Cramer beschreibt weiter, wie diese Einstellungen eine starke Basis für das Ressentiment gegen Angestellte im öffentlichen Dienst liefern, das im Wahlkampf des republikanischen Gouverneurs von Wisconsin eine große Rolle spielte: Sie würden als urban und damit als Outgroup vorgestellt, die als Nutznießer*innen von Steuergeldern Macht und Einfluss auch auf dem Land haben (ebd., 143f.).

Die Einstellung vieler Befragter gegen staatliche Eingriffe wertet Cramer folglich nicht als Ignoranz, sondern als logische Folge aus der Perspektive, welche die Befragten aufgrund ihrer ländlichen Identität einnehmen (vgl. ebd., 145). Die Identifikation als Landbevölkerung spielt damit eine mindestens ebenso wichtige Rolle für politische Entscheidungen wie ideologische Haltungen, Prinzipien oder Parteipräferenzen (vgl. ebd., 209–217). Cramer malt damit ein eher dunkles Bild von einem Politikverständnis, das von Ressentiments gegen andere Bürger*innen getrieben ist:

We have a politics of resentment when political actors mobilize support for cutting back government by tapping into resentment toward certain groups in society. I have laid out in some detail how a place- and class-based identity like rural consciousness provides fertile ground for resentment-based arguments to flourish. (ebd., 203f.)

Arlie Russell Hochschild versucht in ihrem Buch *Strangers in Their Own Land* (2016) die Motivationen der politischen Rechten zu verstehen. Sie fragt „how life feels to people on the right“ (ebd., ix) und sucht dabei nach einer Erklärung für das Paradox, dass die Wähler*innen in Louisiana, die am stärksten von Umweltverschmutzung betroffen sind, mehr Regulationen der Wirtschaft ablehnen. Sie widerspricht dabei einer gängigen Interpretation, nach der Menschen lediglich durch Fragestellungen wie Abtreibung, die gleichgeschlechtliche Ehe oder Waffengesetze dazu gebracht werden, gegen ihre eigenen ökonomischen Interessen und für weniger Regulationen zu stimmen. Stattdessen untersucht sie die „emotion that underlies politics“ (ebd.), die „deep story“ (ebd., 16) der Menschen: Was ist das Narrativ, das sich für Leute wahr anfühlt und auf dem ihre Gefühle und politischen Einstellungen basieren (vgl. ebd., 11–15)? Diese vor allem symbolische Geschichte soll die Gefühle und Lebenswelt der Befragten metaphorisch darstellen (vgl. ebd., 135).

Hochschild beschreibt die Lebensgeschichten und die politische Argumentation mehrerer Befragter, die sie über längere Zeit besucht und begleitet hat. Einige von ihnen sind von Umweltkatastrophen betroffen oder bedroht, die von Unternehmen ausgelöst wurden, trotzdem wollen sie als *Tea-Party*-Anhänger*innen lieber einen freien, unregulierten Markt als Eingriffe durch staatliche Instanzen. Das wird für Hochschild durch drei Elemente verständlich:

Indeed, Tea Party adherents seemed to arrive at their dislike of the federal government via three routes - through their religious faith (the government curtailed the church, they felt), through hatred of taxes (which they saw as too high and too progressive), and through its impact on their loss of honor, as we shall see. (ebd., 35)

Ähnlich wie Gest und Cramer die politischen Einstellungen von Arbeiter*innen bzw. der Landbevölkerung beschreiben, nennt auch Hochschild als prägendes Gefühl ihrer Befragten einen dreifachen Verlust: „their cultural home, their place in the world, and their honor“ (ebd., 48). Zentral für die *deep story* der Befragten ist der Wert harter Arbeit, der in der Wirtschaft repräsentiert wird und dem staatliche Eingriffe wie die *affirmative action* widersprechen (vgl. ebd., 93).

Hochschild beschreibt als *deep story* das Anstehen für den American Dream (vgl. ebd., 136–140): Man steht in der Warteschlange und hält sich an alle Regeln und Werte, auch wenn es manchmal schwer ist. Aber manche Menschen drängeln sich vor, und man selbst muss zurücktreten; das alles läuft unfair ab. Hochschild beschreibt aus der Perspektive weißer Arbeiter, dass Schwarze, Frauen, öffentlich Angestellte und Immigrant*innen alle vorgelassen werden, während die Medien und ein Präsident wie Obama auch noch denen, die sich vordrängeln, helfen und Mitleid mit ihnen verlangen. Das widerspricht den eigenen Wertevorstellungen von harter Arbeit und (Verteilungs-)Gerechtigkeit grundlegend. Man fühlt sich wie ein Fremder im eigenen Land, weil immer mehr Leute, die den eigenen Werten und Vorstellungen von Stolz widersprechen, weiter vorne in der Schlange stehen dürfen. Hochschild sieht hier auch rassistische Motive: Afroamerikaner*innen werden nie als Menschen

vorgestellt, die mit einem geduldig in der Schlange anstehen, und so wird der Abstand zu ihnen ein wichtiges Element des eigenen Status. Insgesamt zeigt sich hier eine Art Klassenkonflikt, der nicht zwischen oben und unten stattfindet, sondern von der *working class* aus nach unten gerichtet ist: Die Regierung stehe auf der Seite derjenigen, die nur nehmen und (ungerechtfertigt) staatliche Hilfen empfangen. Der freie Markt und die Unternehmen werden im gemeinsamen Kampf gegen diese unfaire Regierung zu Verbündeten derjenigen, die für diese staatlichen Leistungen aufkommen und bezahlen müssen (vgl. ebd., 146–151). Die Quellen des eigenen Stolzes – Arbeit, Familie, Kirche – werden nicht mehr anerkannt und sehen sich Angriffen durch Liberale und durch staatliche Maßnahmen ausgesetzt (vgl. ebd., 212–217). Hochschild schließt daraus auf die Attraktivität des Identifikationsangebots von Donald Trump und folgert, dass politische Entscheidungen eher durch Emotionen denn ökonomische Interessen motiviert sind (vgl. ebd., 221–228).

Alle diese Studien gehen über die Erkenntnismöglichkeiten standardisierter Umfragen deutlich hinaus, indem sie die Rolle von Identitäten und damit verbundenen Werten betrachten, die wiederum politische Haltungen und Einstellungen prägen. Dabei spielt das Gefühl fehlender Anerkennung eine große Rolle. Alle Studien stellen eine soziale (und geographische) Positionierung in den Vordergrund, die das Denken über Politik und die Wahrnehmung von Ungerechtigkeiten strukturieren. Damit rücken die Selbstverortung in Verteilungskonflikten und die affektiven Bindungen in der Politik in den Vordergrund. Die Studien leisten damit einen Beitrag zu einem besseren Verständnis für die politische Realität der *white working class* in den USA, indem sie scheinbare Interessensgegensätze und -widersprüche nicht als falsches Bewusstsein und Täuschung der Wähler*innen abtun, sondern diese Diskrepanzen durch die Betonung der Bedeutung von Emotionen in der Politik erklären. Was sie hier ausmachen, könnte man als *social resentment* bezeichnen: Ausgehend von einer Identität, die stark auf den Ort und die eigene wahrgenommene soziale Position bezogen ist, hegen die Befragten Ressentiments gegen bestimmte Gruppen, die ihre eigenen Werte nicht teilen. Die Autor*innen geben zwar zu, dass Rassismus bei der untersuchten *white working class* eine Rolle für die Konzeption von Politik spielt, aber sie bestehen auch darauf, dass das, was sie beobachten, sich nicht nur auf Rassismus reduzieren lässt.

Genau hier sind die Darstellungen aber in mancherlei Hinsicht auch problematisch. Abgesehen von Gest, der noch verschiedene Möglichkeiten politischer Aktivitäten betrachtet (vgl. z.B. Gest 2016, 169, 173–178), wird die weiße Arbeiter*innenschaft homogenisiert und ihr eine mehr oder weniger uniforme politische Haltung zugeschrieben. Studien zur Frage, inwiefern die *white working class* tatsächlich mehrheitlich für Trump gestimmt hat und wie wahlentscheidend dies war, kommen zu verschiedenen Ergebnissen, wobei die Definition der *white working class*, die Analyseeinheit (Individuen vs. Wahlbezirke) sowie der Vergleichsrahmen (alle Wähler*innen oder nur Republikaner*innen, Wechselwähler*innen etc.) entscheiden, inwiefern überhaupt eine eindeutige politische Tendenz der *white working class* konstatiert werden kann.[1] Ta-Nehisi Coates kritisiert in seiner Sammlung journalistischer Texte zur Obama-Ära, *We Were Eight Years in Power* (2017),

[1] Für eine Übersicht über Beiträge zur Debatte vgl. Morgan/Lee 2018, 235. Die beiden stellen fest, dass Wechselwähler*innen und vormalige Nichtwähler*innen, die 2016 Trump gewählt haben, überproportional der *white working class* zuzuordnen seien und dass Trump Zugewinne gegenüber Romney 2012 vor allem in Counties mit hohem Anteil der *white working class* verzeichnen konnte (ebd., 240).

quantitative Analysen, die eine ökonomische und soziale Benachteiligung der weißen Arbeiter*innenschaft als Grund für die Wahl Trumps in den Vordergrund stellen. Er hält ihnen entgegen, dass Trump unter Weißen entlang jeder sozioökonomischen Schicht mehr Stimmen erhielt (vgl. ebd., 346ff.). Zudem ignoriere diese Sicht die Benachteiligung der schwarzen Bevölkerung, die unter den Krisen mindestens genauso leiden würden, aber deren politische Reaktion in diesen Erklärungen nicht vorkomme (vgl. ebd., 356). Die Identifikation, die Coates als Grund für die Wahl anführt, hat eher mit Rassismus als mit Klasse zu tun.

Offen bleibt beim Lesen der Studien an manchen Stellen in jedem Fall, ob hier wirklich Erklärungen für die Entstehung von politischen Haltungen beschrieben werden oder nur deren Legitimation im Gespräch mit den Forscher*innen reproduziert werden. Alle drei Autor*innen neigen in ihren Beschreibungen mehr oder weniger stark dazu, die Opferrolle der Befragten wiederzugeben. So sind Aussagen darüber, dass der liberale Diskurs so vorherrschend sei, dass sich Angehörige der Mehrheit wie „strangers in their own land“ (Hochschild 2016, 140) fühlen müssen, oder dass die *white working class* jeglicher Möglichkeit der Zugehörigkeit beraubt sei (Gest 2016, 28), doch zumindest bestreitbar. Gerade die Diskussionen darum, wer hart arbeitet und wer was „verdient“, können enorm rassistisch aufgeladen sein, wobei die Identität(en), welche die Autor*innen beschreiben, eine sozial akzeptierte Weise sein könnte(n), diese Differenzen zu artikulieren. *Social resentment* basiert zudem nicht nur auf rassistischen Denkstrukturen, sondern deckt sich zum Teil auch mit autoritär-konformistischen, sexistischen, anti-elitären und sozialchauvinistischen Haltungen. Die Studien untersuchen kaum, wie das von ihnen beobachtete *resentment* in Verbindung mit diesen schon gut erforschten Dispositionen steht.[2]

Insgesamt bleibt den Studien trotz dieser Zweifel der Verdienst, Identitäten im Spannungsverhältnis zwischen *race* und *class* zu beschreiben und zu unterstreichen, dass Wahlentscheidungen und politische Einstellungen keineswegs nur aus einer Reihe rationaler Entscheidungen bestehen. Die Studien zeigen demgegenüber auf, worauf Menschen ihre Identität und ihren Stolz aufbauen und machen darauf aufmerksam, dass die gegenwärtigen politischen Erdbeben auf politischen Identifikationen und Wahrnehmungen eines bestimmten Milieus beruhen und nicht nur auf deren Unvermögen, eine rationale Wahl zu treffen. Das macht auch die Unzulänglichkeiten quantitativer Wahlforschung deutlich, die versucht, Haltungen, Präferenzen und ideologische Grundeinstellungen zu erheben, ohne dabei die Frage nach ihrer Entstehung zu stellen. Die Überlegung, wie die hier erläuterte Denkweise politischer Konflikte quantitativ erfasst werden kann, könnte dennoch spannende Impulse für die quantitative Forschung geben.

Helene Thaa

[2] In einer vorläufigen Analyse der Wahldaten der *American National Election Studies* (ANES) von 2016 habe ich verschiedene Komponenten des *social resentment* operationalisiert, um in einer Regressionsanalyse ihren Beitrag zur Erklärung der Wahl Trumps mit dem einiger der genannten Dispositionen zu vergleichen. Dabei deuteten die Ergebnisse darauf hin, dass rassistische Ressentiments, Vorurteile, autoritäre Haltungen und eine Abgrenzung von demokratischen Akteur*innen und nach unten viel stärker die Wahl beeinflusst haben als ökonomische Deprivation und Gefühle, in der „Warteschlange“ von anderen überholt zu werden. Untersuchungen mit Items, die an diese Fragestellung besser angepasst sind, wären spannend, um den Zusammenhang zwischen *politics of resentment* mit z.B. autoritären oder rassistischen Einstellungen zu erfassen, und um zu prüfen, inwiefern *social resentment* unabhängig von solchen Einstellungen besteht und das politische Verhalten beeinflusst.

Literatur

- Coates, T.-N. (2017) *We Were Eight Years in Power – An American Tragedy*. New York: One World Publishing.
- Cramer, K. J. (2016) *The Politics of Resentment: Rural Consciousness in Wisconsin and the Rise of Scott Walker*. Chicago; London: University of Chicago Press.
- Gest, J. (2016) *The New Minority: White Working Class Politics in an Age of Immigration and Inequality*. New York: Oxford University Press.
- Hochschild, A. R. (2016) *Strangers in Their Own Land: Anger and Mourning on the American Right*. New York; London: The New Press.
- Morgan, S.; Lee, J. (2018) Trump Voters and the White Working Class. In: *Sociological Science* 5: 234–245.